

Zeitschrift: Rheinfelder Neujahrsblätter
Herausgeber: Rheinfelder Neujahrsblatt-Kommission
Band: 61 (2005)

Artikel: Maria Meyer : Mörikes Peregrina
Autor: Bocks, Wolfgang
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-894602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Maria Meyer – Mörikes Peregrina

Zum 200. Geburtstag von Eduard Mörike

Ach, Peregrinen hab' ich so gefunden!
Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wange Glut.

Marias Herkunft

Im Mai 1819 tauchte in Rheinfelden ein auffallend schönes, 17-jähriges Mädchen auf, das Aufnahme in der Familie des Gerichtsschreibers Münch in der Mittleren Markt-gasse im Hause «Zum Atlas»¹ fand. Münch's Sohn Ernst, der sein Jurastudium in Freiburg i. Br. gerade beendet hatte und zunächst als sog. Substitut bei der Gerichtsschreiberei erste Erfahrungen sammeln sollte, verdanken wir die Beschreibung von Marias Erscheinen: «Eines Morgens beim Frühstück kam ein junges Frauenzimmer zu meiner Mutter, welches ich, mit Papieren beschäftigt, nicht sogleich beachtete, welches ich jedoch, als ich durch den seltsamen Klang der Stimme aufmerksam gemacht worden war, mit Verwunderung betrachtete. Es war eine herrliche Figur von den edelsten Verhältnissen, von feiner und zarter Hautfarbe und einem Gesichte, dem die mehr infolge erlittenen Kummers denn als herrschendes Merkmal sichtbare und mit einem gelinden Rot noch immer ringende Blässe eine eigenen Reiz verlieh. Minette – denn so nannte sie sich – hatte sanfte, leidende Züge, und es lag ein hoher Grad von Schwärmerei über das Ganze gegossen. Ihre Kleidung war ziemlich einfach, ja armselig; doch entnahm man bald aus ihrem ganzen übrigen Benehmen, dass sie nicht immer in diesem Zustande sich befunden.»²

Minette bzw. Maria wartete mit einer abenteuerlichen Biographie auf, in der sich Wunsch und Wirklichkeit in einer merkwürdigen Melange vermischten. Angeblich stammte sie von reichen Eltern und genoss eine sittsame und umfassende Erziehung. Eine erste Liebesbeziehung

Dr. Wolfgang Bocks

Bild links:
Eduard Mörike.
Bleistiftzeichnung
von Johann Georg
Schreiner, 1824.

¹ Heute befindet sich in diesem Haus ein Geschäft der «Ex Libris»-Kette. Rechts daneben steht das Haus «Zum Falken» mit dem Restaurant «Gambri-nus». Die Fassade des ehemaligen Hauses «Zum Atlas» ist mit der des Nachbarhauses «Zum Triumphbogen» verschmolzen. Dank an Martin Leu (†) für diese Information.

² Ernst Münch: Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenund-dreißig Jahren eines deutschen Gelehrten, 1836, Bd. 1, S. 347; zitiert bei Paul Corrodi: Das Urbild von Mörikes Peregrina, 1923, erschienen im «Jahrbuch der literarischen Vereinigung Winterthur», 1923, S. 17.

habe sie in Verwirrung gestürzt. Sie suchte Hilfe bei christlichen Sekten, namentlich bei der damals in der Nordschweiz populären Baronin Juliane von Krüdener, deren Gefolge sie sich anschloss. Die entsetzten Eltern hätten sie daraufhin verflucht und verstossen.

Als weitere prägende Episode erwähnte sie die Begegnung mit Karl Ludwig Sand, dem 1795 in Wunsiedel geborenen Theologiestudenten, der als Anhänger des republikanisch-demokratischen Flügels der Burschenschaften im März 1819 in Mannheim August von Kotzebue ermordet hatte – den bei den Studenten verhassten russischen Dichter und in ihren Augen auch Gegner der Freiheit. Die politisch-kulturelle Folge waren die berüchtigten «Karlsbader Beschlüsse», die den Deutschen Bund unter Metternichs Einfluss in einen Polizei-, Spitzel- und Zensurstaat verwandelten. Sand wurde am 20. Mai 1820 in Mannheim hingerichtet. «Der Jüngling von Wunsiedel erschien ihr als das Ideal männlicher und christlicher Tugend; sie suchte sich alles, was von ihm handelte, zu verschaffen, las es und las es wieder und bildete sich zuletzt wirklich ein, dass Sand als Schutzengel sie umschwebe und sie vom Herrn zu allerlei wichtigen Dingen bestimmt sei.»³ Sie selbst trug ein Medaillon von Sand mit seinen angeblich echten Haaren um den Hals.

Der erneute Versuch, sich mit den Eltern zu versöhnen, sei gescheitert, Männer hätten sie in ihrer Notlage bedrängt, und sie sei schliesslich bei einer Familie aufgenommen worden, wo der Ehemann ihr nachgestellt habe. So sei sie schliesslich in Rheinfeldern gelandet.

Es ist dem späteren Schweizer Bundesrichter und Mörike-Verehrer Hans Corrodi (1892, Zürich – 1964, Meilen) zu verdanken, dass Licht in diese Biographie gekommen ist.⁴

In Wirklichkeit stammte Maria Meyer aus Schaffhausen, wo sie am 27. Dezember 1802 als uneheliches Kind geboren wurde. Der Vater war angeblich ein Weissgerber namens Jakob Fried aus Dresden oder Darmstadt, der sich aber aus dem Staub gemacht hatte. Die Mutter kam aus einer alten Metzgerfamilie und war auf die schiefe Bahn geraten. Sie, die in den nächsten Jahren noch zwei weitere uneheliche Kinder zur Welt brachte, war eine stadtbe-

³ Münch, S. 348.
Corrodi S. 18.

⁴ Corrodi setzt sich auch kritisch anhand von historischen Quellen mit Münch auseinander.

⁵ Zitiert bei Corrodi, S. 8.

⁶ Sie wurde 1764 als Tochter eines livländischen Gutsbesitzers in Riga geboren und heiratete einen russischen Diplomaten, was sie nicht daran hinderte, das ausschweifende Leben einer Lebedame zu führen. Mit 40 Jahren, inzwischen Witwe geworden, wandelte sie sich unter dem Einfluss der Herrnhuter und süddeutscher Pietisten zur Mysikerin, erklärte sich zur Prophetin und sagte die Zukunft voraus. Sie gewann rasch eine große Schar an Anhängern. 1914 traf sie in Paris Zar Alexander I. und gewann

kannte Prostituierte. Es bedarf keiner grossen Phantasie sich vorzustellen, unter welchen Verhältnissen Maria aufwuchs. In einem Protokoll der Stadt Schaffhausen ist vermerkt: ..., sie «sei so verdorben und verwahrlost, dass alle angewandten Bemühungen rechtschaffener und wohlthätiger Menschen, es vom Verderben zu erretten und zu einer brauchbaren Person zu erziehen, bisher nichts gefruchtet hätten.» Sie «führe sich schlecht auf und zeige einen entschiedenen Hang zum Stehlen».⁵

Als die Mutter 1815 noch auf zwei Jahre ins Arbeitshaus verbannt und dieser Zwangsaufenthalt auf unbeschränkte Dauer verlängert wurde, war sie völlig verlassen. Zwar kümmerte sich die Familie noch um sie, konnte aber das weitere soziale Abgleiten nicht verhindern.

In dieser Situation erschien am 6. Juli 1817 die bereits erwähnte schillernde Figur der Baronin von Krüdener⁶ in Schaffhausen. Sie hatte sich inzwischen mit ihren Heilsbotschaften und Predigten in die Nordschweiz begeben, wo sie bei den Gemeinden mit ihrem Tross für helles Entsetzen sorgte. Zu ihren Anhängern zählten nicht nur religiös inspirierte Menschen, sondern auch viele Arme und Bettler, die, von weit hin angelockt, auf milde Gaben warteten. Es war die Zeit nach den napoleonischen Kriegen, in denen Europa zerstört und voll von Elend und Hoffnungslosigkeit war. Durch das Bettelvolk und Gesindel hatte sich der Zug allmählich auch zu einem «wandernden Bordell» entwickelt.⁷ So nimmt es nicht wunder, dass die Kommunen und Kantone versuchten, den Haufen möglichst rasch loszuwerden. In Arbon sollen es etwa 2000 Personen gewesen sein, die zusammengeströmt waren.

Maria Meyer jedenfalls fand Anschluss und blieb bei dem Tross, der sich schliesslich vom Hochrhein zum Oberrhein und über Leipzig wieder nach Livland bewegte. In Breisach scheint sich Maria getrennt zu haben. Es ist möglich, dass sie unterwegs auch Karl Ludwig Sand getroffen hat. Nach 16 Wochen tauchte sie wieder in Schaffhausen «im Elende» und «in traurig zerrütteten Gesundheitsumständen»⁸ auf. Hier landete sie im Arbeitshaus und erlernte Stricken und Spinnen. 1818 wurde sie konfirmiert, und der Konrektor der Anstalt erreichte, dass der Rat der Stadt

grossen Einfluss auf ihn. Ein Jahr später folgte sie ihm nach Heilbronn und führte ein mehrstündiges Gespräch mit ihm, so dass er in den nächsten Monaten ständiger Gast ihrer Bibelstunden wurde, als sie ihn nach Heidelberg und Paris begleitete. Unter ihrer Mitwirkung soll die sog. Heilige Allianz zwischen Russland, Preussen und Österreich zustande gekommen sein. Sie starb 1824. Friedrich Wilhelm Bautz: Alexander I. Pawlowitsch, in: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. I., (1990), Spalte 106–108. Alexander Sinitschew: Befreier Europas mit Hang zum Übersinnlichen, in: Moskauer Deutsche Zeitung vom 16.02. 2002.

⁷ Corrodi, S. 12.

⁸ ders., S. 14.

sie auf freien Fuss setzte. Diese Freiheit nutzte sie, begab sich erneut auf Wanderschaft und landete schliesslich in Rheinfelden.

In Rheinfelden

Vater Münch liess sie als Näherin und Gehilfin in der Wirtschaft ausbilden. Zwischendurch beschäftigte sich der Sohn Ernst intensiv mit ihr und führte zahlreiche Gespräche. Er hatte erkannt, dass sie intelligent und lernbegierig war. Er führte sie in die Literatur ein und machte sie mit den Werken Goethes, Jean Pauls und anderer Dichter vertraut. Erstaunlich war, dass sie trotz ihrer desolaten Jugend lesen und schreiben konnte. Es ist ohne Zweifel, dass Maria versuchte, Ernst den Kopf zu verdrehen. Er zeigte sich indes immun und scheint eher mit ihr gespielt zu haben. Vielleicht war sie eine Art Pygmalion für ihn, die er formen und bilden wollte. Unerotisch war die Beziehung nicht, sie wurde aber nicht intim. Ernst Münch war fasziniert und amüsiert von der exaltierten, sprunghaften Art, die zwischen kindisch-kindlichem Verhalten, Annäherungen, religiöser Schwärmerei, Phantastereien bis hin zum Wahnhafte pendelte.

Er wurde auch Zeuge einer nächtlichen Selbstkasteiung. «Das Mädchen kniete in leichtem Unterkleide auf dem Boden, ein hartes Stück Holz unter sich; der schöne, schneeige Rücken war entblösst, und eine Geissel von kleinen Stricken schwang sich unaufhörlich auf den selben, während sie vor dem Kruzifixe und dem Medaillon Gebete hersagte und kleine Lieder mit wahren Irrenhausmelodien dazwischen sang. Ihre rabenschwarzen Haare hingen phantastisch herab und bildeten einen malerischen Kontrast zu der Weisse des herrlich gebauten Busens und zu den purpurnen Striemen des misshandelten Rückens... Aber das Malerische der Szene ward besiegt durch das herzerreissende Gefühl des Mitleids über den trostlosen Zustand des Wahnsinns, dem sie sich hingeeben.»⁹ Die Szene ist typisch für die innere Zerrissenheit Marias zwischen Reue und Verruchtheit: Die heilige Sünderin, die wegen ihrer Ambivalenz in den nächsten Jahren so viele in den Bann schlagen sollte.

⁹ ders. S. 22.
Michael Gnade:
Eduard Mörike.
Peregrina, hat ver-
sucht, die

Als Ernst Münch 1819 eine Berufung zum Professor für Geschichte an die Kantonsschule nach Aarau erhielt und mit seiner künftigen Braut dorthin übersiedeln wollte, versuchte Maria als Hausmädchen und Dritte im Bunde mitzukommen. Münch erkannte die drohende Gefahr für seine Ehe und lehnte ab. Er hinterliess eine unglücklich verliebte und weinende Maria, die sich daraufhin erneut auf Wanderschaft begab.

1820 tauchte sie in Bern auf, wo sie bei einem Geistlichen in einer Kirche wegen ihrer epileptischen Anfälle Aufmerksamkeit erregte. Er liess Maria Meyer in einer öffentlichen Anstalt unterbringen. Später kümmerte sich ein Frauenverein um sie, bis sie «wegen ihrer verkehrten Gemütsart»¹⁰ wieder nach Schaffhausen ausgewiesen wurde. Dort wurde sie auf dem Rathaus zunächst in sogenannte «Gefangenschaft» genommen und dann dem Ratsdiener als Magd zugewiesen. Ihre Gesundheit war aber so mitgenommen, dass die Stadt die inzwischen 18jährige im Mai 1821 ins Armenbad nach Baden überwies, wo sie sich auskurieren sollte.

Die rätselhafte Schöne

Nach kurzer Zeit lockte sie der Ruf der Freiheit wieder und sie begab sich erneut auf Wanderschaft, bis sie um Ostern 1823 im Schwäbischen anlangte, wo sie Mörike in eine tiefe Existenzkrise stürzen sollte.

Sie hatte sich einen Trick ausgedacht, mit dem sie erfolgreich in den nächsten Jahren immer wieder Aufmerksamkeit und Mitleid erregte. Sie legte sich ohnmächtig an den Eingang einer Stadt und liess sich retten. So erging es dem Brauereibesitzer Helm, der Maria malerisch auf einem Steinhäufen auf der Landstrasse vor Ludwigsburg fand. «Je mehr er das sauber gekleidete Mädchen betrachtete, desto grösser war sein Erstaunen über dessen auffallende, fremdartige Schönheit. Sie nannte ihren Namen Maria¹¹ Meyer, verweigerte aber beharrlich jede Auskunft über Herkunft und Heimat.» Helm erkannte rasch, dass er mit Maria eine Attraktion für seine Gastwirtschaft gefunden hatte und stellte sie als Kellnerin an. Rasch war sie die Attraktion und lockte die ganze (männ-

¹⁰ ders. S. 27. S. Michael Gnade: Eduard Mörike. Peregrina, Verlag Minne 2003, wo die Episode fotografisch illustriert wird. Auch in verschiedenen Liedprojekten findet Maria Meyer inzwischen große Aufmerksamkeit.

¹¹ ders. S. 31.

liche) Stadt in die Helmsche Schenkstube. Sie war «die glutäugige, dunkellockige Fremde, die ihnen die Sinne betörte. Das zauberhafte Geschöpf fesselte sie nicht nur mit engelhafter Erscheinung, sondern auch mit einem Hauch von Verworfenheit und Tragik, einer Mixtur von hoher Sogwirkung.»¹²

Unter ihnen befanden sich auch zwei junge Männer: Der 19jährige angehende Poet und Pfarrer Eduard Mörike¹³, der die Osterferien bei seinem Freund Rudolf Lohbauer verbrachte.

Beide, und vor allem Mörike, gerieten in den Bann der exotischen Maria. Mörike hatte seine Jugendjahre in den kasernenhaften, pietistisch-prüden theologischen Anstalten in Urach und jetzt in Tübingen zugebracht, wo Lebens- und Sinneslust Fremdwörter waren. Seine einzige Erfahrung mit einem weiblichen Wesen war die Kinder- und Jugendliebe zu seiner Kusine Klärchen Neuffer. So ist es erklärlich, dass er sich leidenschaftlich in Maria verliebte und sie die grösste, aber auch gefährlichste Leidenschaft seines Lebens wurde.

Sie erscheint zum ersten Mal 1823 in dem Gedicht Nächtliche Fahrt, wo Mörike die Beziehung zu beiden Frauen thematisiert:

Eine Gabe zu erbitten
Schien ein armes, holdes Kind...
Wie vom bösen Geist getrieben,
Werf ich rasch der Bettlerin
Ein Geschenk von meiner Lieben,
Jene goldne Kette, hin.
Plötzlich scheint ein Rad gebunden,
und der Wagen steht gebannt...

Lohbauer überredete seine Mutter, Maria bei sich aufzunehmen, wo sie eine schwärmerische Freundschaft zu seinen beiden Schwestern entwickelte. Es war nicht nur die erotische Ausstrahlung, die die Männer, namentlich Mörike anzog, sondern auch ihre Vertrautheit mit Dichtern wie Goethe und Jean Paul, dem Lieblingsdichter der damaligen Frauenwelt, die sie unter dem Einfluss von

¹² Friedemann Bedürftig: Am luftgesponnenen Zauberfaden, in: Süddeutsche Zeitung, 6./7. 04. 2002, Nr. 80, SZ am Wochenende, S. II, Spalte 1.
¹³ Mörike wird am 8.9.1804 in Ludwigsburg geboren, also vor 200 Jahren. Nach dem frühen Tod des Vaters übersiedelt die Mutter 1817 nach Stuttgart. 1818 tritt Mörike in das «Niedere Theologische Seminar» in Urach ein. 1822 beginnt er mit dem Theologiestudium am Tübinger Stift. Er stirbt am 4. Juni 1875 in Stuttgart. Zu seiner Biographie: Hans-Egon Holthusen: Mörike, Reinbek b. Hamburg, ¹¹2000.

Ernst Münch in Rheinfelden entwickelt hatte. Hinzu kam ihre angeblich rätselhafte Herkunft, die die Phantasie der Männerwelt noch mehr beflügelte. Sie wurde als eine Art höheres Wesen verehrt. Mörrike «sah in ihr die weibliche Reinheit und Tugend selbst, die im Staub der Erde gehen muss. Und er bereitete der wundersamen Fremden in seinem Herzen die Mondscheingärten einer fast heiligen Liebe.»¹⁴ Sie gab sich als Somnambule aus, die die Kunst des magnetischen Bestreichens beherrschte, was Mörrike besonders in den Bann schlug. Sie war die Mischung zwischen der Goetheschen unschuldig-rätselhaften Kindfrau «Mignon», der Mutter Gottes und der verruchten, Angst einflössenden und faszinierenden Bizetschen «Carmen»: «Si je t'aime, prends regarde à toi.»¹⁵ So war Maria die ideale Projektionsfläche zwischen Himmel und Hölle für die Männerphantasien und -wünsche im pietistischen Schwabenland.

Mörikes Lebenskrise

Die Ferien gingen zu Ende und Mörrike musste zurück zum Theologiestudium nach Tübingen. Liebesbriefe wurden hin und her geschrieben. Auch mit Lohbauer korrespondierte sie. Gerüchte über Marias Doppelleben erreichten Mörrike und weckten die ersten Zweifel. Er vertraute sich seiner ältesten Schwester in Stuttgart an, die ihn vorsichtig warnte. Marias «ganzes Wesen erscheine ihr in einem geheimnisvollen, dunklen, fast zweideutigen Licht. Sie vermisse an ihr die zarte Schüchternheit einer wahrhaft frommen weiblichen Seele und hatte den Eindruck, sie sei nicht wahr», schrieb sie ihm.¹⁶

Inzwischen war Maria aus Ludwigsburg verschwunden. Gegen Ende 1823 tauchte sie in Heidelberg unter den bekannten Umständen wieder auf: Sie lag ohnmächtig vor der Stadt, wurde aber von der Polizei statt von einem helfenden Herrn aufgegriffen. Sie berief sich auf Lohbauer, was ihr tatsächlich half. Und erneut begann das bekannte Spiel: Bürgerliche Familien nahmen sie auf und versuchten, die verlorene Seele zu retten und ihr die ferne Heimat zu ersetzen. Sie liess sich von der Männerwelt Heidelbergs verehren – gab wohl auch das Ihrige dazu – und zeigte dort

¹⁴ Corrodi, S. 33.

¹⁵ «Wenn ich dich liebe, nimm dich in acht.» Carmen in ihrer berühmten Havanaise, I. Akt, 5. Szene.

¹⁶ Corrodi, S. 34.

die Briefe, die sie von Mörike und Lohbauer besass. Sie hatte Eduard ihrerseits Briefe nach Tübingen geschrieben, um die Beziehung wieder anzuknüpfen, die er aber unbeantwortet liess. Im Januar 1824 erreichten Mörike in Tübingen weitere Gerüchte um ihren Lebenswandel, der inzwischen in langen Kämpfen die Liebe und Leidenschaft zu Maria bekämpft hatte. Sie hatten ihn, wie Friedrich Hölderlin, der seit 1806 in Tübingen krank vor sich hin dämmerte, beinahe an den Rand des Wahnsinns gebracht und in die tiefste Existenzkrise gestürzt. Ein Gedicht seines Tübinger Theologenfreundes Ludwig Bauer, der Mörikes Bekenntnisse in Verse fasste, gibt diese Zerrissenheit eindrücklich wieder:



Wohnhaus der Eheleute Kohler in Wilen (Thurgau) 1857–1865.
Sterbehaus der Pe-regrina.

Ach, dass du einmal nur sie könntest schauen,
Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich lacht!
Sähst ihren Blick mit zauberhaftem Grauen,
Den goldnen Ring in ihres Auges Nacht.
Hörtest die Melodie der Sprache klingen,
die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen!
Sähst du die Sonne, die ein Flor getrübet,
Die heilige Sünderin, die ich geliebet...
Und sähst zuletzt, wie ich, den Wahn erblickend,
Des tränenvollen Endes schon gewiss,
Der Heiligen, die Hand noch einmal drückend,
mich von der Sünderin, dem Weibe, riss...
Mich hingegen, gotterfüllten Schmerzen,
Marias Namen einzig noch im Herzen.¹⁷

Inzwischen hatte sich Maria Meyer in Heidelberg wieder unmöglich gemacht und verliess die Stadt im Frühjahr 1824. «Du mein Gott, was ist das für ein Geschöpf!... seinem Schöpfer gleicht es von aussen, inwendig ein Chaos,» schrieb am 21. Februar 1824 Christian Köster, ein romantischer Maler, der ihren Reizen ebenfalls erlegen war, an Mörike.¹⁸ Die Wanderschaft führte Maria Meyer weiter nach Freiburg, wo sie im Mai auftauchte, um nach Ernst Münch zu suchen. Wieder platzte sie in seine Hochzeitsvorbereitungen – diesmal war es eine andere Braut –, und er versuchte, sie in einem Gasthof als Beschliesserin unter-

¹⁷ Zitiert bei Corrodi, S. 35f.

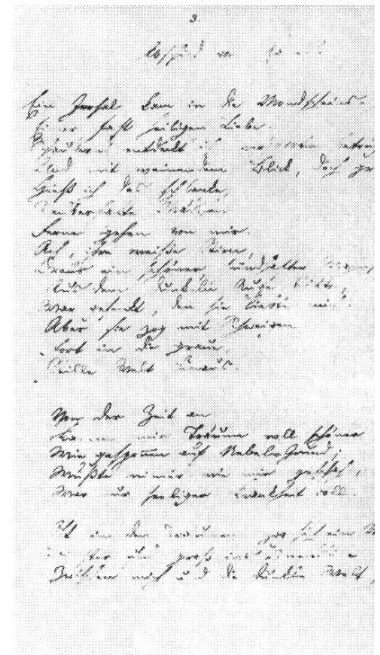
¹⁸ ders., S. 37.

zubringen. Als sich dort der Besuch von jungen Männern häufte, gab es Differenzen mit der Wirtin, so dass sie eines Tages verschwand und sich in Richtung Tübingen aufmachte. Hier wiederholte sie abermals ihren Trick, sank vor der Stadt ohnmächtig nieder und fand wieder hilfsbereite Gönner. Inzwischen hatten sich aber etliche Informationen über sie verbreitet. Sie spielte nun die Rolle der schönen Büsserin. Bürgerliche Damen sammelten Geld, um ihr die Rückkehr nach Schaffhausen zu finanzieren.

Und Mörrike? Als er erfuhr, dass Maria in Tübingen weilte, geriet er in Panik und flüchtete krank an Leib und Seele am 16. Juli zu Mutter und Schwester nach Stuttgart. Bauer hatte schon vorher der Schwester Luise folgende Beschreibung seines Seelenzustandes zukommen lassen: «Sie, die er gerade jetzt nur als eine heilige Reliquie in seinem Herzen trug, erschien wieder vor ihm mit allen Zeichen der Wirklichkeit – gemeine Menschen wurden durch Zufall in ihre Nähe gebracht, elende Gerüchte strichen an seinen Ohren vorbei, in ihm aber regte sich leise und mit Gewalt zurückgedrängt die Ahnung des Zauberkreises, der er einst betreten hatte. Maria, sein wanderndes Ich, pochte wieder an sein Herz, verlassen, krank, Fremden hingegeben, ohne Halt, ohne Stütze, in ihm allein die schönere, ästhetische Seite ihres Wesens wieder anerkennend. So von dem irren Geiste der Heimatlosen angehaucht, selbst in seinem Innern vielfältig hin und her bewegt,»¹⁹ entschied er sich schwer erkrankt zur Flucht, um sich selbst zu retten.

Literarische Bewältigung

Inzwischen hatte Mörrike begonnen, die ihn bedrohende Beziehung literarisch in den fünf «Peregrina-Gedichten» zu bewältigen und sich schreibend vor dem drohenden Abgrund zu befreien, von denen das erste «Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten /einer einst heiligen Liebe» kurz nach der Abfahrt nach Stuttgart entstanden war. Der Anlass für diesen Zyklus ist zwar autobiographisch, es handelt sich bei ihnen aber nicht um Erlebnislyrik im Sinne Goethes, sondern um die Wiedergabe von Stimmungen in verätselter Traumlogik. Es geht ihm um die «seltsame Gefühlsverschränkung», wie er an seinen Freund Rudolf Flad



Abschied von Agnes, Handschrift von Eduard Mörrike. Aus dem Peregrina Zyklus.

¹⁹ ders., S. 40.

schrieb, um die Doppeldeutigkeit der Liebe zwischen «heilig und heillos, Unschuld und Sünde»²⁰, um Bedrohung und Verirrung in der Liebe. Die aufwühlende Beziehung zu Maria Meyer hatte Mörike die Richtung eines grossen Teiles seiner künftigen Lyrik vorgegeben, die «die zwielichtigen Räume zwischen Nacht und Tag, Schlaf und Wachen, Bewusstlosigkeit und Reflexion, Depression und Entzücken, Traumerinnerung und Tagesvordenken zu fassen»²¹ versuchte. Bauer hatte richtig begriffen, dass sich Mörike mit Maria in einem Zauberkreis befand, den er nicht mehr betreten durfte, um nicht unterzugehen. Sie war sein Alter Ego, sein wanderndes Ich, die Fremde und Pilgerin, kurz die Peregrina, die auch die bedrohliche Seite seines eigenen Wesens umfasste, die der angehende Pfarrer von sich abspalten musste.

²⁰ Holthusen, S. 40, 46.

²¹ Peter von Matt: Landschaftsdichtung, in: Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte, hrsg. von Horst Albert Glaser, Bd. 6, Reinbek, 1980, S. 216.

²² Beginn des 5. Gedichts. Der österreichische Komponist Hugo Wolf (1860–1903), der später selber wahnsinnig wurde, hat 1888 neben anderen Mörike-Gedichten die beiden Peregrina-Gedichte «Der Spiegel dieser treuen, braunen Augen» und «Warum Geliebte, denk'ich» vertont, die zum festen Repertoire der Liedliteratur gehören. Er ist vor 100 Jahren verstorben.

Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden,
geht endlich arm, zerrüttet, unbeschuh't;²²

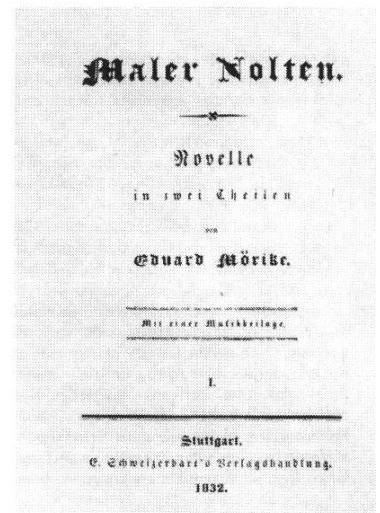
Mörike versuchte auch, in einem Trauerspiel die schicksalhafte Begegnung zu verarbeiten. Er verbrannte jedoch diesen Versuch, weil er seinen literarischen Ansprüchen nicht genügte. Überhaupt vernichtete er sämtliche direkten Zeugnisse, namentlich Briefe aus sonst vollständigen Beständen, um nicht an Maria erinnert zu werden. Nur literarisch unternahm er die Bewältigung dieser für ihn so bedrohlichen Lebensphase.

1830 vollendete Mörike seinen einzigen Roman «Maler Nolten», in den er nicht nur vier der fünf «Peregrina-Gedichte» einarbeitete, sondern erneut die Figur der Maria Meyer, die hier in der Doppelgestalt der Zigeunerin Lorskine und ihrer Tochter Elisabeth auftaucht. Kennzeichnend ist, dass Elisabeth hier eine Verwandte der Hauptfigur, des Malers Theobald Nolten, ist. Auch Nolten ist mit ihr in einem zerstörerischen Zauberkreis gefangen und an «einen luftgebundenen Zaubersfaden» geknüpft, der schliesslich beide zerstört. Mörikes Gefühlswelt wird in folgender Passage noch einmal sichtbar, als Elisabeth mit ihrem unbedingten Anspruch auf ihn sich zwischen Nolten und seine Braut Agnes stellt:

«Ich bin die Erwählte! Mein ist dieser Mann! Aber er blickt mich nicht an, der Blöde. Lasst uns allein, damit er mich freundlich begrüsse!»

Sie tritt auf Theobalden zu, der ihre Hand, wie sie ihn sanft anfassen will, mit Heftigkeit wegwirft. «Aus meinen Augen, Verderberin! Verhasstes, freches Gespenst! Das mir den Fluch nachschleppt, wohin ich immer trete! Auf ewig verwünscht, in die Hölle beschworen sei der Tag, da du mir zum ersten Male begegnet! Wie muss ich es büßen, dass mich als arglosen Knaben das heiligste Gefühl zu dir, zu deinem Unglück mitleidig hinzog, in welche schändliche Wut hat deine schwesterliche Neigung, in was für teuflische Bosheit hat deine geheuchelte Herzensgüte sich verkehrt. Aber ich konnte wissen, ich kindischer, rasender Tor, mit wem ich handeln ging!...»²³ Der Roman schliesst mit der lakonischen Feststellung: «Ihr Vater war von ihrer jammervollen Existenz seit Jahren unterrichtet. Er hatte früher unter der Hand einige Versuche gemacht, sie in einer geordneten Familie unterzubringen; aber sie fing, ihrer gewohnten Freiheit beraubt, wie ehemals ihre Mutter, augenscheinlich zu welken an, sie ergriff zu wiederholten Malen die Flucht mit grosser List, und da überdies ihr melancholisches Wesen, mit der Muttermilch eingesogen, durchaus unheilbar schien, so gab man sich zuletzt nicht die Mühe, sie einzufangen.»²⁴

Die wahre Geschichte der Maria Meyer verlief etwas anders. Sie erschien 1826 erneut in Tübingen und versuchte noch einmal, sich mit Mörike zu treffen, der aber nach innerem Kampf endgültig absagte. Danach arbeitete sie für einige Zeit als Putzmacherin in Ludwigsburg. Ihre Spur findet sich 1830 in Karlsruhe wieder, wo sie zufällig noch einmal den Weg des Rheinfelders Ernst Münch kreuzte. Er bewunderte in der Karlsruher Gemäldegalerie das Bild einer Zigeunerin, die ihm seltsam bekannt vorkam, als ihn eine Gestalt ansprach, die dem Bild vor ihm entsprach, aber rasch verschwand. Seine Versuche, sie zu finden, blieben vergeblich. Die Szene, die Münch beschreibt, könnte selbst einer romantischen Novelle von Eichendorff entnommen sein. Er zog noch einmal Erkundigungen ein und fasste sein negatives Resümee wie folgt zusammen: «Sie



Titelblatt der Erstausgabe.

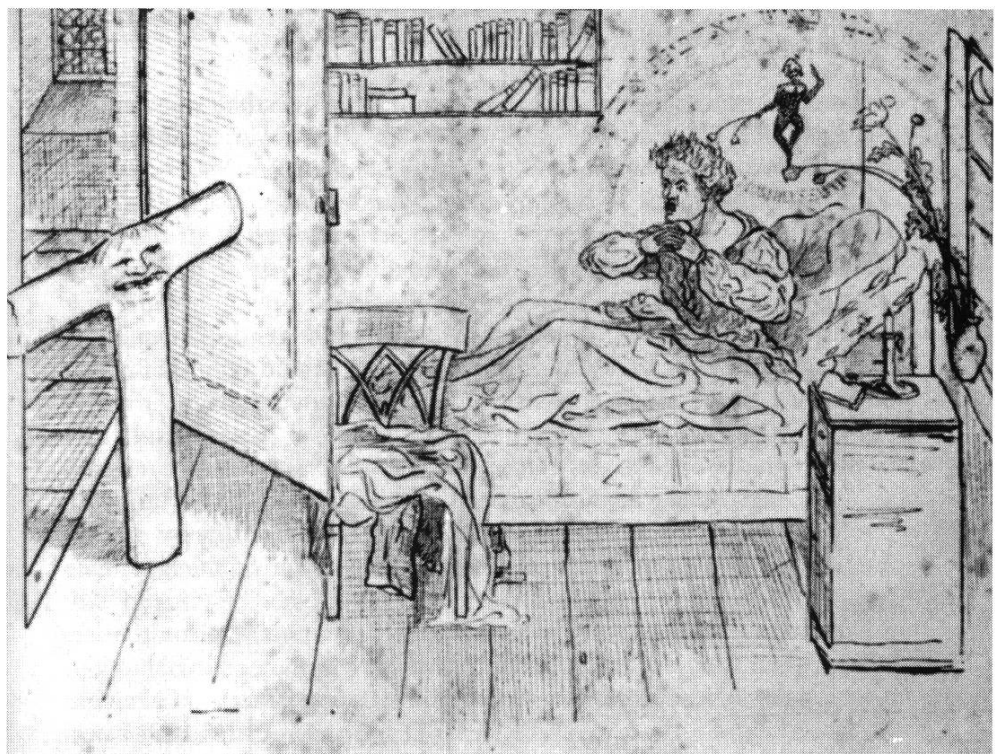
²³ Eduard Mörike, Maler Nolten, hrsg. von Hans Jürgen Meinerts, Güterloh o.J., Bd. 2, S. 370f.

²⁴ ebda., S. 412.

hatte dämonisch in das Leben mehr als einer Familie hineingeragt. Die Lüge war ihr zur andern Natur geworden, sie hatte sich darin so klassisch ausgebildet, dass sie sich selber ebensogut wie ihre Freunde anlog. Durch den Missbrauch, welchen sie mit Briefen trieb, schuf sie mehr als eine Verwirrung... die Liebesverhältnisse, welche sie häufig anknüpfte, brach sie mit Leichtigkeit und ohne Veranlassung... Es war ein Etwas, was ihre Seele nicht ausfüllte, oder ein schweres Geheimnis, was sie drückte, und sie glich einem Schiffe, das ohne Ruder auf den Wellen treibt.» Er sei ihr später «niemals ohne innerliches Grauen» begegnet.²⁵

Zwischenzeitlich hatte sie sich Zigeunern angeschlossen und war in dieser exotischen Tracht gemalt worden. Ob Mörrike das Bild, das merkwürdig ähnlich auch im «Maler Nolten» verwendet wird und dort ein zentrales Motiv ist, kannte, ist nicht bekannt. Als Mörrike die Erinnerungen von Münch nach dessen Tod 1841 las, war er empört. Sie seien von oben herab geschrieben, teilweise frivol und eine Entweihung durch einen Unwürdigen.²⁶ Münch hatte wenig Verständnis für den transzendenten Teil ihrer Erscheinung.

Traumerscheinung.
Zeichnung von
Mörrike zu «Nächtlich
erschien mir
im Traum...»



²⁵ Corrodi, S. 46f.

²⁶ Bedürftig, Spalte 5.

Einkehr in die bürgerliche Existenz

Marias Leben endete unauffällig und bürgerlich. Sie lern- te etwa 1833 in Schaffhausen den bayrischen Tischlerge- sellen Andreas Kohler, der am 4. März 1805 in Nürnberg geboren war, kennen, dem sie das Eheversprechen gab. Ende 1833 zog er nach Winterthur, wo sich Maria ihrerseits 1835 als Putzmacherin niederliess. Als Kohler ein Jahr spä- ter Bürger des Kanton Zürich wurde, heirateten beide noch im gleichen Jahr am 21. März 1836 in Schaffhausen. Nach Stationen in Veltheim und erneut Winterthur landeten sie schliesslich 1842 in Münchwilen im Kanton St. Gal- len. Kohler war fleissig und geschickt, aber die Geschäfte liefen nicht gut. Maria führte ein völlig unscheinbares, bürgerliches Leben. Man erinnerte sich an sie: Sie sei ein «noble Frau» gewesen, die «etwas vorgestellt habe», als stattliches, schlankes und grosses «Weibervolk» eine immer noch schöne Frau.²⁷ Später waren die beiden in dem Dorf Wilen bei Rickenbach im Thurgau gemeldet, wo sie für den Rest ihres Lebens blieben und sich in bescheidener Bürgerlichkeit ein kleines Häuschen gekauft hatten.

Die Ehe blieb kinderlos. Mörike weilte im Frühjahr 1851 mit seiner Schwester Klärchen in dem Grenzdorf Egelsho- fen bei Konstanz, ohne zu ahnen, dass Maria nochmals in seiner Nähe weilte. Ihr Ruf war untadelig; keiner wusste Bescheid über ihre Vergangenheit, und sie sprach wohl auch nie darüber. Das Ehepaar lebte zurückgezogen, aber geachtet in ihrer neuen Umgebung. Am 2. September 1865 starb Maria an Wassersucht. Sie wurde auf dem Kirch- hof in Sirnach beerdigt. Ihr Mann folgte ihr 1875.²⁸

Ohne Paul Corrodi hätten wir keine Kenntnis über sie. «Ein von Grund aus verwahrlostes, durch Selbsttäuschung und Eitelkeit verführtes, aber in ihrer Traurigkeit und dem kraftlosen Streben nach etwas Besserem unendlich rüh- rendes Geschöpf», charakterisierte sie Mörikes Schwes- ter.²⁹

Literarisch und musikalisch wird Maria Meyers zwie- spältiges Leben dank Eduard Mörike und Hugo Wolf als Peregrina überdauern.

Bildnachweis:

Holthusen, Mörike, Bild 1 – 4, S. 38, 43, 45, 85.

Corrodi, Bild 5, S. 55.

²⁷ Corrodi, S. 57.

²⁸ ders., 48–58.

²⁹ ders., S. 60.